



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tschirsch, Otto: Johann Friedrich Reichardt

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

trächtigen, sonst fehlt unsrer Bildung noch zu lange die feste nationale Grundlage. Auf allen höhern Schulen\*) sollen und können die beiden größten Männer des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Bismarck, den Herzen menschlich nahe gebracht und auch dadurch Gedankenliebe und Tatenlust angefacht werden. Selten sind einem Volke solche wahrhaft genialen Geister beschieden, und so bald werden sie nicht wieder erstehn. Daß sie Deutsche waren, das muß uns ein Sporn sein und bleiben, beider Erbe ungeschmälert zu erhalten, nicht einseitig Politik über Kunst und Wissenschaft zu stellen oder umgekehrt. Vielmehr gilt es, nach Bismarcks Vorbilde kräftiges Nationalbewußtsein allezeit willig zu betätigen und dieses reale Schaffen im Dienste des Vaterlandes durch das Licht aus Goethes schöner, die ganze Menschheit umfassender, von Humanität durchdrungener Dichteriwelt zu verklären. Die Keime zu solchem vertieften und veredelten Deutschtum müssen auf jeder höhern Lehranstalt gepflanzt werden. Dann befolgen dankbare Enkel die Mahnung, die in dem großen Jahre 1870, als sich deutsche Gedanken und deutsche Taten zu wundervollem Einklang vereinten, der Dichter ergehen ließ, in dem nach seinem freudigen Bekenntnis eines waren der Hellene, der Christ und der Deutsche, die Mahnung:

Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus  
Bismarcks Haupte das Reich waffengerüstet hervor.  
Tu es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Ölbaum,  
Sei dem Gedanken ein Hort, bleibe gewaffnet wie sie!

Görlitz

E. Stutzer



## Johann Friedrich Reichardt

Von Otto Eschirch



iese Studie will ein ganz verblaßtes Bild mit Farben des Lebens wieder auffrischen, eine fast verschollne Persönlichkeit dem Empfinden weiterer Kreise von neuem nahe bringen.

Wie wenige wissen noch etwas von Johann Friedrich Reichardt, dem einst berühmten letzten Hofkapellmeister Friedrichs des Großen!

Als Musiker ist es ihm nicht beschieden gewesen, mit einem großen Wurf die Palme der Unsterblichkeit zu erringen. Als Literat hat er das Unglück gehabt, mit unsern großen Literaturhéroen zusammenzustoßen, und so ist ihm das grausame Schicksal des Marsyas zugefallen, von Apollo miß-

\*) Einige Zeit, nachdem obiges geschrieben war — es wurde bis zum 1. April zurückgestellt —, erschien die Abhandlung von Galle über Bismarck und Goethe in der Monatschrift für höhere Schulen (II, 1903, S. 500 ff.). Dort werde ich über die Erfahrungen berichten, die ich in der Gymnasialoberprima mit den von Baumeister für die oberste Stufe höherer Schulen jüngst zusammengestellten Reden Bismarcks (Halle 1903, Buchhandlung des Waisenhauses) gemacht habe.

handelt zu werden. Wer sonst nichts von ihm weiß, der erinnert sich am Ende doch, daß Schiller ihn als den bösen Skorpion, das giftige Insekt von Siebichenstein verewigt hat. Als Politiker haben ihn seine lebhaften Neigungen für die französische Revolution verdächtigt, sodaß sich der fromme Friedrich Berthes vor ihm bekreuzt und ihn verächtlich einen „hybaritischen Demagogen“ nennt.

Und dennoch verdient dieser Mann keineswegs, daß man achtlos an ihm vorübergeht. In der Musik ist er es doch gewesen, der den Empfindungsgehalt Goethischer Lieder in einfach edeln Melodien den Zeitgenossen am nächsten gebracht hat. Er ist wohl überhaupt der erste Musiker Deutschlands, der sich eine universelle Bildung aneignete und mit Erfolg aus dem Musikantentum heraus der Künstlerschaft zustrebte, die den Londichter gleichberechtigt neben den Poeten stellt. Gewiß! er ist in der Komposition klassischer Lieder später von den glänzenden Vertretern der musikalischen Romantik Schubert, Mendelssohn, Schumann überstrahlt worden, aber viele seiner Gesänge wirken noch heute ergreifend, wie ich ganz neuerdings in Halle und Berlin bei der Veranstaltung musikalischer Reichardtabende habe feststellen können.

Immer im regen Verkehre mit Deutschlands Größen auf dem Gebiete des Denkens und des Dichtens zeigt der bis ins Alter begeisterungsfähige Künstler eine merkwürdige Gabe des geistigen Anschmiegens, die es ihm ermöglichte, die Entwicklung unsers Literaturlebens durch allen Wechsel der Zeiten und der Richtungen hindurch mit verständnisvoller Teilnahme zu verfolgen. Ein Schüler Kants, teilt er doch die Begeisterung seiner Jugendgenossen für die empfindsame Schwärmerei Klopstocks; ein Freund der Mystiker Hamann, Lavater und Claudius ist er doch im Grunde ein rechter Sohn des aufgeklärten Rationalismus, wie er damals an den Wohnstätten seiner Jugend und seines Mannesalters Königsberg und Berlin gedieh. Mächtig ergriffen von dem klassischen Genius Goethes, dessen Lieder und Singspiele er musikalisch zu verkörpern rang, empfindet er doch auch mit dem jungen, himmelstürmenden Volke der Romantiker; er erscheint eine Zeit lang als Friedrich Schlegels Kampfgenosse und steht später den Herausgebern von des Knaben Wunderhorn so nahe, daß er unter den Schutzpatronen der Sammlung den Ehrenplatz neben dem Altmeister Goethe erhält.

Und wie lebendigen Anteil hat Reichardt an den politischen Ereignissen seiner Zeit genommen! Wer die Geschichte unsers politischen Denkens schreiben will, wird den Entwicklungsgang dieses fruchtbaren Publizisten verfolgen müssen, der in seinen — lebendigen Augenblicksbildern gleichenden — politischen Flugschriften und Reisebriefen die Geminnungswandlungen in dem Gemüte der preußischen Freidenker jener Tage deutlich erkennen läßt. — Alles in allem, das Leben dieses reichbegabten Künstlers, dessen Wirken weniger in dauernden Schöpfungen als in anregenden Beziehungen und Vermittlungen zwischen den großen Geistern seiner Zeit liegt, vermöchte noch heute den Biographen zu reizen.

Und in der Tat scheint bei Gelegenheit des hundertfünfzigsten Geburtstags des Künstlers das Interesse für ihn neu erwacht zu sein. Zuerst ge-

dachte man seiner in Halle, wo noch sichtbare Zeugnisse seines Wirkens vorhanden sind. Es ist ja Reichardts schöner Park in Giebichenstein (jetzt Schmelzerspark genannt), den er auf seinem Landsitze mit tiefem Naturfönn und edelm Kunstgeschmack geschaffen hat, noch heute im Besitze der Stadt Halle, eine Schöpfung, die sein Schwiegersohn Steffens die schönste seiner Kompositionen nennt.

Dicht daneben, auf dem hochgelegnen Friedhof von Giebichenstein, war bis vor kurzem der Denkstein Reichardts umgesunken und geborsten und schien der Vernichtung geweiht. Da traten wackre Bürger zusammen, um das Andenken des verdienstvollen Mannes zu schützen. Ihrer rührigen Tätigkeit und der Teilnahme angesehenen Nachkommen des Künstlers gelang es, am hundertfünfzigsten Geburtstag einen neuen, dem ältern gleichen Denkstein aufzurichten und die Grabstätte mit einem kunstvollen Gitter zu zieren.

Bald darauf, im Februar des letzten Jahres, hat eine würdige Gedächtnisfeier für den Meister in Halle-Giebichenstein in Gegenwart zahlreicher Nachkommen Reichardts stattgefunden, und am 10. Oktober 1903 hat der Verein für Geschichte Berlins dem Andenken des Meisters eine öffentliche Sitzung gewidmet, in der durch Gedächtnisrede und Gesangsvorträge der Künstler und Mensch gefeiert wurde, der lange in Berlin gewohnt und immer in regen Beziehungen zu dem Berliner Hofe und dem Berliner Publikum gestanden hat. Eine solche Feier war ganz am Platze, denn gerade in der Reichshauptstadt hatte man ihn lange ganz vergessen, obwohl noch Felix Mendelssohn und der Musikschriftsteller Adolf Bernhard Marx seiner Verdienste warm gedacht hatten. Auch die auf reichen handschriftlichen Quellen beruhende, aber höchst weit-schweifige Biographie des Süddeutschen Schletterer\*) konnte nicht besonders für die Erneuerung seines Andenkens wirken, zumal da sie unvollendet blieb. Erst Max Friedländer hat in seinem schönen, grundlegenden Quellenwerke über das deutsche Lied im achtzehnten Jahrhundert\*\*) Reichardt die rechte Stelle in der Musikgeschichte angewiesen, und einer seiner Schüler, Walter Pauli,\*\*\*) hat in einer feinsinnigen Studie die musikalische Bedeutung des Meisters im einzelnen dargelegt.

Aber Reichardts charakteristisches Porträt verdient nicht nur im Pantheon der Musikgeschichte aufgestellt zu werden, ihm gebührt auch in der Darstellung des Berliner literarischen Lebens ein Platz. Ist er doch — wenn auch ein geborner Ostpreuße — in seinem ganzen rationalistischen Denken und Fühlen, in seinem rastlosen Bildungstribe, in seiner dreisten Offenherzigkeit ein echter Vertreter des Berliner Geistes mit seinen Licht- und seinen Schattenseiten. Friedrich Schlegel bezeichnet einmal in seiner absprechenden Art sein ganzes Wesen als „alten Aufklärungsberlinismus.“ Vielleicht hat er insofern in beschränktem Sinne Recht, als Reichardt in der Tat niemals die

\*) Schletterer, Johann Friedrich Reichardt. Band I. Augsburg, 1865.

\*\*) M. Friedländer, Das deutsche Lied im achtzehnten Jahrhundert. Quellen und Studien. 1902. I, 1, 188 ff.

\*\*\*) W. Pauli, Johann Friedrich Reichardt in der Zeitschrift: Die Musik, II, 251 bis 257. 345 bis 350.

religiösen und die politischen Ideale der Romantik trotz aller nahen Beziehungen zu ihren Vertretern in sich aufgenommen hat. Aber eins hat er mit der Romantik gemein: die entschlossene Rückkehr zum Vaterländischen, die ernste, nationale Gesinnung. In einer Zeit, wo man den Berliner Gebildeten mit Recht Lauheit für die Interessen des Vaterlands, franzosenfreundliche und napoleonische Gesinnung vorwarf, in dem kritischen Jahre vor dem Zusammenbruche bei Sena, wo ein unbefangener Beobachter einmal zweifelt,\*) ob er in Berlin fünf Gegner Napoleons auffinden könne, hat Reichardt stolz und kühn dem Korfen sein Spiegelbild vorgehalten. Und während der angesehene Berliner Schriftsteller Friedrich Buchholz in seinen geistreich schillernden Schriften, wie dem Neuen Leviathan, Napoleon als den Vollender des aufgeklärten Absolutismus vergötterte und in seiner Universalherrschaft die Rettung Europas von der britischen Knechtschaft sah, während er seinen Freunden verkündigte, die Idee Preußen müsse zum Heile der Welt untergehn, und seine zahlreichen Anhänger dieses Evangelium begierig verbreiteten und den preußischen Staat mit giftigen Schmähungen überhäuften, schrieb Reichardt seine Flugschriften gegen Napoleon, folgte nach der Katastrophe dem Königspaare nach Ostpreußen und bekundete auch als gezwungen westfälischer Untertan offen seine Anhänglichkeit an das Haus der Hohenzollern. So ist er unter den Literaten, die in schwerster Zeit dem preußischen Staate Treue gehalten und die Ehre Berlins gerettet haben, als der erste zu nennen.

Ein Mann, der so vielseitig auf dem Gebiete der Kunst, der Literatur, der Politik tätig gewesen ist und unserm Volke eine bessere Zukunft hat vorbereiten helfen, verdient es nicht, von den Enkeln ganz vergessen zu werden. Und so will ich versuchen, aus weit verstreuten, gedruckten und handschriftlichen Quellen ein Bild des merkwürdigen Mannes zu zeichnen.

\* \* \*

Johann Friedrich Reichardt ist am 25. November 1752 in Königsberg in Preußen als der Sohn eines aus Rheinhessen stammenden talentvollen Musikers geboren. Der Vater war schon als Knabe mit dem Grafen Truchseß von Waldburg und in dessen Diensten nach Preußen gekommen, hatte trotz aller Hindernisse in der Lehre bei dem Königsberger Stadtmusikus das musikalische Handwerk gelernt und sich eifrig weiter gebildet. Seine Gattin wurde ein ehemaliges Kammermädchen der Schwester seines Herrn und Beschützers, der Gräfin Kaiserling, eine schlichte und sanfte Frau von tiefer herrnhutisch gefärbter Frömmigkeit und echter Herzensreinheit. Vater und Mutter erscheinen so in enger Verbindung mit einer aristokratischen Familie, die die Musik sehr liebte und pflegte, und auch der heranwachsende talentvolle Knabe wurde wegen seiner reichen musikalischen Gaben bald in das glanzvolle Leben im gräflichen Hause Kaiserling eingeführt, wo er das verzärtelte Schößkind der Gräfin war und sich schon früh in der großen Welt frei und ungezwungen

\*) Hauptmann von Lued an Joh. von Müller (1805) in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom Historisch-antiquarischen Verein des Kantons Schaffhausen. 6. Heft. Schaffhausen, 1894.

bewegen lernte. Andre Eindrücke empfing er im elterlichen Hause. Der gutmütige, lebhaftige, tätige, aber auch heftige, leichtsinnige und genußsüchtige Vater, der viele seiner Eigenschaften auf den Sohn vererbte, wurde von unruhiger Wanderlust getrieben, im Siebenjährigen Krieg als Hoboist mit einem preußischen Regiment in den Krieg zu ziehn, während die still duldende Mutter vier Jahre lang ihre vier Kinder durch ihrer Hände Arbeit ernährte. Der lebhaftige Knabe betete die Mutter an und benutzte jedes kleine Geldgeschenk, ihr eine Freude zu machen. Ihr Erbteil ist der hohe Edelsinn, der aufopferungsfreudige Idealismus gewesen, der Reichardt allezeit befeelte, und der ernst religiöse Geist, der in allem Freidenkertum unzerstört blieb. Der Vater aber behielt bei aller Abenteuerlust den Gedanken fest im Auge, aus dem Sohn einen tüchtigen Musiker, einen bedeutenden Virtuosen zu machen. Wo seine eigne Unterweisung nicht genügte, suchte er unablässig für ihn die besten Lehrer zu gewinnen, und sogar die großen durchreisenden Künstler suchte er im Interesse des Knaben an sein Haus zu fesseln. So wuchs Fritz Reichardt förmlich in Musik auf, wie der genialere Mozart von einem fürsorglichen Vater treu behütet und bald als musikalisches Wunderkind angestaunt in den aristokratischen Zirkeln, die in Königsberg wie in Wien und anderswo damals die eigentlichen Pflegestätten der edlern Musik waren. Aber auch der Rektor der Universität überreichte dem jungen Künstler das Diplom als Magister der schönen Künste. Neben dieser musikalischen Ausbildung trat die wissenschaftliche lange sehr zurück. Da war es von entscheidender Bedeutung, daß der kluge und lebenswürdige Knabe die Aufmerksamkeit des Literaten Hamann und des großen Philosophen Kant erregte. Dieser glaubte den Süngling vor einem ungebildeten Musikantentum bewahren zu müssen, und auf seinen dringenden Rat wurde der Fünfzehnjährige als Student der Rechte auf die Universität geschickt. Mit vollen Zügen genoß er die akademische Freiheit. Er trat in die Königsberger Landsmannschaft ein und durchzog mit Waldhornisten fröhlich in warmer Sommernacht die Straßen der Musenstadt, um den Schönen Nachtmusiken zu bringen. Sogar im Kolleg, wenn der erhabne Weltweise die intelligible Welt vor ihm erstehn ließ, schrieb er wohl im Schutze des großen Burschenhuts manch kleines Lied für ein liebes Mädchen. Immerhin hörte er die Vorlesungen seines berühmten Gönners fleißig genug, daß er selbst über seine Kunst philosophieren lernte, und ein geistreiches Charakterbild, das er später von Kant entwarf, zeigt sein Verständnis für dieses philosophische Genie. Bald trieb ihn, wie den Vater, abenteuerliche Wanderlust, aber auch ein mächtiger Bildungsdrang aus der Heimat in die Ferne. Mit fünfzig Dukaten, die er von einem polnischen Starosten geschenkt erhalten hatte, ging er von Danzig nach Berlin, wo er das reiche Kunstleben genoß, bei dem berühmten Kirnberger eine kurze Zeit kontrapunktische Studien trieb und schon damals den Literaten Berlins, wie Nicolai, Ramler u. a., näher trat. Bald ging er nach Leipzig, wo ihm der Schöpfer des deutschen Singspiels und Vater der Gewandhauskonzerte Johann Adam Hiller väterliches Wohlwollen zeigte, und die geniale und klassisch schöne Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter ihm die erste große Liebe ein-

flößte, durch die er zum Künstler reifte. Seine weitere Reise führte ihn unter den größten Entbehrungen nach Dresden und nach Prag, von wo er nach Berlin zum Karneval, der musikalischen Hauptsaison, zurückkehrte. Hier komponierte er zu einem Libretto, dessen Plan Friedrich der Große selbst entworfen hatte, eine italienische Oper. Um sie zur Aufführung zu bringen, faßte er den mehr als kühnen Plan, ohne Mittel nach Italien, dem heiligen Lande der Gesangskunst, zu wandern. Aber bald stand er von dem tollkühnen Wagnis ab und besuchte statt dessen die geweihten Stätten der deutschen Literatur Halberstadt, Braunschweig und Hamburg, wo er Gleims und Lessings Bekanntschaft machte und dem von ihm hochverehrten Klopstock, sowie Matthias Claudius, dem Professor Büsch und Philipp Emanuel Bach näher trat. Diese Hamburger Tage, wo er in der gastfreien, herrlichen Handelsstadt und ihrer reichen Umgebung inmitten der edelsten Männer und Frauen deutscher Nation in lauter Genuß und Freude leben durfte, hat er wohl den schönsten Sommer seines Lebens genannt. Schon damals ist ihm im Wetteifer mit Glücks Vorbilde die schöne Melodie zu Klopstocks Ode: „Die frühen Gräber“ gelungen, die er für eine seiner besten hielt, und die, wie er sagt, den höhern Schwung bezeichnet, dessen er in der Nähe so edler Menschen und in dem Sonnenschein ihrer Liebe fähig war. Seitdem hat ihn eine überschwengliche, schöne Begeisterung für den Messiasfänger und sein heiliges Gedicht durchglüht, der er noch 1782 in seiner musikalischen Zeitschrift: „Das Kunstmagazin“ lauten Ausdruck gibt, und jahrelang hat er mit dem uns nicht recht verständlichen Gedanken gerungen, den Messias in Musik zu setzen. Erst spät ist ihm dieses Gestirn durch den echten Glanz des Goethischen Genius verdunkelt worden.

Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte der junge Künstler ins väterliche Haus zurück, mit dem Keim einer schweren Krankheit in der Brust, die eine Folge der auf der Heimreise ausgestandnen Entbehrungen und Beschwerden war. Nachdem er seine Gesundheit wieder erlangt hatte, verzichtete der in der Vaterstadt herzlich Aufgenommene vorläufig darauf, einem glänzenden Glück in der Ferne nachzujagen, und nahm eine Stelle als Kammersekretär im preussischen Konsistorium an, die ihm ein Gönner, Obermarschall von der Gröben, anbot. Es schien, als sollte dieses schäumende und brausende Leben in einem einförmig bürgerlichen Philisterium verflachen und verfangen, als dem jungen Künstler plötzlich die Schicksalsstunde schlug. Im August 1775 erfuhr der junge Kammersekretär in Ragnit von einem hohen Berliner Beamten, der auf der Durchreise die Pferde wechselte, daß Friedrich der Große einen Hofkapellmeister suchte, der die Manier Haffes und Grauns beherrsche. Der kühne Entschluß des Dreiundzwanzigjährigen, dem vielbewunderten Preußenkönig eine in dem Stile der beiden Modekomponisten gesetzte Oper einzureichen, hatte einen unerwarteten Erfolg. Der Preußenkönig war zufrieden, billigen Kaufs davonzukommen und einen jungen Künstler ohne bedeutenden Ruhm zu gewinnen, der sich mit einem mäßigen Gehalt bescheiden mußte, und von dem der König wohl hoffte, daß er sich seinem Geschmacke willig fügen würde. Wenigstens warnte ihn Friedrich bei der ersten Audienz sehr drastisch: „Güt er sich vor die neuen Italiäner, son Keel schreibt ihm wie ne Sau!“

So gewann der junge Komponist einen glänzenden Platz auf der Schaubühne der großen Welt und kam aus der abgelegenen preussischen Provinzialstadt nach der Residenz mit ihren reichen geistigen Anregungen.

Auf eine selbständige, würdige, innerlich lohnende Stellung hoffte er freilich vergeblich. Was sein höchster Wunsch war, in königlichem Auftrage eine Oper zu schaffen, blieb ihm versagt. Der König kümmerte sich wenig mehr um die Musik. Als Kapellmeister hatte Reichardt bald Gelegenheit, die Wahrheit des Wortes seines Freundes Hamann zu erproben, daß eine Bande Virtuosen zu kommandieren ärger sei als ein Regiment Soldaten. Man kennt ja die Geschichte, wie Friedrich der Große die berühmte Sängerin Schmehling-Mara, die sich weigerte, eine Reichardtsche Arie im Hofkonzert vor dem Großfürsten Paul zu singen, und sich krank meldete, durch einen Dragonerrittmeister und acht Reiter aus dem Bette holen ließ und eine Glanzleistung erzwang. Die italienische Oper dauerte fort mit den Haffeschen und Graunschen Werken; die Ausführung sank infolge der kärglichen Ausstattung immer mehr, der König betrat schließlich nicht mehr das Theater, und man mußte, um die leeren Räume des Opernhauses zu füllen, ganze Kompagnien Soldaten hineinkommandieren. So war die Stellung Reichardts fast eine beschäftigungslose Pfründe, wenig nach dem Wunsche des Künstlers, der sich schließlich durch Triumphe auf Kunstreisen im Auslande, in London und Paris, entschädigte. Auch der Verkehr in den literarischen Kreisen Berlins tröstete ihn über die Enttäuschungen im Amte. Das gastfreie Haus des lebhaften, vielseitig begabten Künstlers und seiner ebenso talentvollen Gemahlin Sulfiane Benda wurde der Mittelpunkt anregender Geselligkeit.

An den Bestrebungen der Aufklärung im fridericianischen Berlin nahm er auf das lebhafteste teil. Nicolai, Engel, Teller, Bießer waren seine Freunde. Aber seine lebhaften Beziehungen zu dem literarischen Hamburg, wo der fromme Messiasfänger Klopstock, Matthias Claudius, Boß eine andre Geistesrichtung verfolgten, seine Freundschaft mit dem geistreichen Physiognomiker und Mystiker Lavater und dem geistesverwandten Königsberger Hamann, seine begeisterte Verehrung für Goethe, dessen Genius er mit als einer der ersten in Berlin verständnisvoll würdigte, das alles schützte ihn davor, wie etwa Nicolai in die öde Einseitigkeit und Unfehlbarkeit des Berliner Rationalismus zu verfallen, der sich allen weitem Fortschritten auf neuen Bahnen des Geisteslebens verschloß. Als im Jahre 1781 sein Freund Klopstock in der Allgemeinen deutschen Bibliothek Nicolais pietätlos angegriffen wurde, sandte er eine scharfe Absage an den Herausgeber und hörte für längere Zeit auf, für diese Zeitschrift Beiträge zu liefern. Und als der geistreiche Franzose Mirabeau, der die deutschen Literaturverhältnisse in der Hauptsache mit den Augen Nicolais, des Bannerträgers der Berliner Aufklärer, ansah, während seines Berliner Aufenthalts Lavater als einen Charlatan und ein geheimes Werkzeug der Jesuiten geißelte, trat ihm der federgewandte Hofkapellmeister mit wohlthuender Wärme für seinen edeln Herzensfreund entgegen, um die Ehre des Angegriffnen zu retten. Aber mochte der vielseitige, nachempfindende Künstler, „rührbar jedem Zauberschlag der Kunst,“ auch den geheimnisvollen Offenbarungen der

Kraftgenies gern lauschen, der Schüler Kants blieb doch in seinem Innersten ein überzeugter Jünger der aufgeklärten Weltanschauung, die das freie, von jeder Glaubensrückficht unabhängige Denken als ein unveräußerliches Recht der Vernunft in Anspruch nahm, allseitige religiöse Duldung und Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte forderte und voll froher Zuversicht die Lösung aller dogmatischen, politischen und sozialen Fesseln von einer nahen Zukunft erwartete. Vor allem betätigte er schon damals im Leben den schönen, humanen Enthusiasmus für Glaubens- und Denkfreiheit, die edle, freudige Hilfsbereitschaft für Elende und Bedrängte, besonders für Opfer tyrannischer Verfolgungssucht, Tugenden, wie sie das in Edelmuth schwebende Zeitalter in den Idealgestalten eines Nathan, Tellheim, Marquis Posa bewunderte. Als der freisinnige Abt Blarer aus Wien, den Kaiser Joseph der Zweite, damit er vor den Jesuiten sicher wäre, dem Berliner Gesandtschaftspersonal beigegeben hatte, von seinen Verfolgern in Konstanz in strenge Haft gebracht worden war, reiste Reichardt, sobald er die Bedrängnis seines Freundes erfuhr, von seinem augenblicklichen Aufenthaltsorte Neapel ohne Verzug über die Alpen, befreite Blarer glücklich und brachte ihn bei zuverlässigen Freunden unter. Und einen jungen Verwandten, einen Demokraten Schmolh aus dem Lande Anhalt-Zerbst, dem wegen eines Konflikts mit seinem Landesherren das Schicksal drohte, nach Rußland transportiert zu werden, rettete er aus der Gefahr, verhalf ihm zur Flucht nach Amerika und unterstützte seine Eltern. Dieser Eifer für menschenfreundliche Bestrebungen führte ihn damals zuerst mit dem schlesischen Grafen Schlaberndorf zusammen, dem philanthropischen Sonderling, der zu jener Zeit Deutschland und Europa durchreiste und, im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, selbst völlig bedürfnislos eine großartige Wohltätigkeit übte. Reichardt übernahm die Verwaltung einer von diesem Menschenfreunde eingerichteten Armenkasse, aus der u. a. der unglückliche, in Berlin lebende, in tiefem Elende verkommene Sohn des großen Bach, Friedemann, eine Unterstützung erhielt, und veranlaßte Schlaberndorf, den von Armut gedrückten Matthias Claudius durch ein Jahrgehalt von Nahrungsforgen zu befreien. Freilich eignete sich der verschwenderische und sorglose Künstler mehr zur Anregung als zur regelmäßigen Verwaltung solcher Unterstützungen. Eine Generalbeichte Reichardts an den Grafen im Weimarer Goethearchiv gibt davon ein bedenkliches Zeugnis.

Einen tiefen Blick in die Gedankenwelt und das Gemüt unsers Reichardts gewährt uns die musikalische Zeitschrift Das Kunstmagazin, die er 1782 und später herausgab. Der neueste Biograph Reichardts, W. Pauli, nennt das Werk mit Recht eine große Tat. Großgütige Regenten ruft er an, die Tonkunst durch Musikschulen und andre Mittel zu fördern. Den jungen Künstlern will er den Weg zur wahren, hohen Kunst zeigen, indem er wertvolle Schöpfungen großer italienischer, französischer und deutscher Meister mitteilt. Vor allem preist er den großen Händel und widmet dem unsterblichen Gluck bei seinem Tode ein begeistertes Gedächtniswort. Ja die gewaltige, schwer verständliche Tonsprache Sebastian Bachs sucht er seinen Lesern nahe zu bringen, indem er in geistvoller Weise Goethes Schilderung des Straßburger Münsters auf die verschörkelte Gotik der Bachschen Musik anwendet.

Der Grundgedanke der musikalischen Bestrebungen Reichardts ist auf die innige Verschmelzung von Wort und Ton gerichtet. Für die absolute Instrumentalmusik hat er nur wenig Sinn. Darum ist er ein so hoher Verehrer der Werke Glucks, dessen ernste, antik einfache Weisen nichts sein wollen als ein eng anschließendes Gewand der Dichtung. So ist ihm das ideale Ziel der deutschen Tonkunst, den großartigen Fortschritten der deutschen Poesie zu folgen und in Vollständigkeit, Empfindungsgehalt und einfacher Größe mit den klassischen Gedichten zu wetteifern. Darum schöpft er, von Herder und Goethe geleitet, aus dem Borne der Volkspoesie und legt den Liederspielen Goethes ein musikalisches Gewand an. So, hofft er, wird er der deutschen Musik, die in hohem Stile bisher nur mit der italienischen Sprache verbunden war, den nationalen Charakter wiedergewinnen. Denn Reichardt hatte ein hohes Gefühl von nationaler Würde. Einst hatte er dem alten Fritz auf seinen Vorschlag, seinen Namen in Ricciardetto oder Ricciardini umzutaufen, geantwortet, er sei zu stolz darauf, ein Deutscher und Friedrichs Untertan zu sein, als daß er seinen Namen italienisieren möchte. Jetzt schrieb er in seinem Kunstmagazin: Wer da behauptet, daß die deutsche Sprache zur musikalischen Behandlung unfähig sei, spricht seine eigne Schande aus.

So offenbart Reichardt im Kunstmagazin seinen idealen, vorwärts strebenden und auf das Nationale gerichteten Kunstsin.

(Schluß folgt)



## Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

Wir bringen hier die Fortsetzung der Erinnerungen des Staatsministers Bosse. Leider hat der Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand genommen, als er mit der Darstellung der Studentenzeit und der Anfänge seiner amtlichen Laufbahn beschäftigt war; nur einige Bruchstücke davon sind druckfertig in seinem Nachlasse vorgefunden und teilweise unter dem Titel „Im Mai des Lebens“ in dem Jahrbuch „Aus Höhen und Tiefen“ veröffentlicht worden. Was hier vorgelegt wird, das beginnt erst in einer viel spätern Zeit, nämlich mit dem Jahre 1876. Zur Orientierung sei folgendes bemerkt: Bosse wurde 1861 zum Kammerdirektor des Grafen Stolberg-Rosla berufen, 1868 zum Amtshauptmann in Uchte, 1870 zum Konsistorialrat, 1872 zum Regierungs- und Oberpräsidialrat in Hannover befördert. Mit der Übersiedlung von dort nach Berlin 1876 fängt die folgende Erzählung an, die dann ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1892 fortgeführt wird.

### Von Hannover nach Berlin (1876)



Am 1. August des Jahres 1870 waren wir in Hannover gewesen. Ich hatte dort verhältnismäßig schnell Wurzel geschlagen. Die amtlichen Verhältnisse waren vollkommen befriedigend; mit den Hannoveranern kam ich vortrefflich aus. Meiner Herkunft nach selbst niedersächsischen Stammes, liebte ich die Art der Bevölkerung. Der Grundzug meiner Stimmung in Hannover war dankbare Freude darüber, daß es mir so gut ging. Jedenfalls dachte ich nicht entfernt daran, eine Änderung meiner amtlichen Verhältnisse zu erwarten oder herbeizuwünschen. Am allerwenigsten dachte ich an Beförderung. Ich hatte in dieser Beziehung weder Ansprüche, noch Wünsche, noch Hoffnungen. Ich war ohne jeden Beamtenehrgeiz. Ich entfinne